

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sängerkrieg in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1882

V. Dr. Josef Streiter

diese Vorgänge Betrachtungen anstelle. Welche Leidenschaften wurden da aufgeregt, welche Rohheiten kamen ans Tageslicht, welche Mittel wurden ergriffen, um jene Zwecke, die man sich vorgesteckt hatte, zu erreichen! Ich wußte während dieser Zeit, um meine Aufgeregtheit zu beschwichtigen, kein anderes Mittel, als zu den alten Reibbüchern (Rechnungsbüchern) der Stadt meine Zuflucht zu nehmen. Das wirkte auf mich wie Opium und ließ mich augenblicklich alle rohen Scenen vergessen.

V.

Dr. Josef Streiter.

Während jener September-Tage erschien in unserer Runde auch ein Rechtsanwalt aus Bozen, dem ich bis dahin noch nicht begegnet war, Dr. Josef Streiter, der zwei junge Töchter nach Baiern hinausführte, um sie in das Erziehungsinstitut zu Nymphenburg zu bringen. Wir sahen uns in München wieder und giengen viel mit einander um. Einmal führte ich ihn auch in die Gesellschaft der „Zwanglosen,“ wo er einige seiner Gedichte vorlas. Sie wurden sehr beifällig aufgenommen und ihm schien das Urtheil dieses Areopags ungemein viel werth zu sein.

Er fuhr damals auch nach Augsburg hinüber, um die Redaktion der Allgemeinen Zeitung persönlich kennen zu lernen und mit ihr in Verbindung zu treten. Im nächsten Herbst erschien dafür, wie wir sehen werden, Dr. Gustav Kolb unter seinem Dach im Etichland.

Von diesem Dr. Streiter ist nun aber ausführlicher zu handeln.

Josef Streiter wurde 1804 zu Paiersberg, einem feinen Landhause mit Weingarten bei der Stadt Bozen, geboren und in dieser aufgezogen. Da der Vater, der dem Handelsstande angehörte, früh gestorben, so fiel seine Erziehung zunächst seiner Mutter, einer sehr ängstlichen und sehr andächtigen Frau anheim, die unter dem Einfluß ihres Beichtvaters, eines finstern Mönches, und ihres Veters, des Herrn Josef v. Giovanelli, stand. So ergab es sich denn von selbst, daß der Knabe ins Gymnasium zu Bozen geschickt wurde, welches in jenen Tagen etliche mehr oder weniger beschränkte Franziskaner zu versehen hatten. Die Lehrjahre ließen ihm nur bittere Erinnerungen zurück. Die unaufhörlichen Betstunden und die langen Rosenkränze, die immer wiederholten Bußübungen und Beichten, die schlechten Schulbücher und die schlechten Lehrer, langweilige Kompendien und langweilige Exegesen, der modernde Duft dieser Schulstuben, die jeden frischen Luftzug und auch die deutsche Literatur ausschlossen — kurz, das ganze mönchliche Treiben in jenem Klostergymnasium, wie später der kümmerliche Geist, der damals die Landesuniversität bedrückte, — sie konnten den strebsamen und hochbegabten Jungen nicht befriedigen.*

Sein Inneres bäumte sich fortwährend gegen all dieses Wesen und als er endlich die sämtlichen Schulen,

* Vergleiche die Anzeige der „Studien eines Tirolers“ in den kleineren Schriften von Ludwig Steub. 3. 104.

die niedern und die höheren, hinter sich hatte, war er auch ein ganz Andern geworden, als er nach der Meinung seiner Mutter und seiner Erzieher hätte werden sollen — vor allem aber ein Freund des Protestantismus, ein Feind der Jesuiten und ein begeisterter Verehrer der schönen Künste.

Dieser junge Streiter muß damals eine sehr interessante Erscheinung gewesen sein. Außer der lateinischen und griechischen Sprache, wozu letztere sich allerdings bald verflüchtigte, hatte er auch französisch, englisch, italienisch und spanisch gelernt und sich in die entsprechenden Literaturen schon tief hineingelesen. Namentlich mit Shakespeare und Lord Byron zeigte er sich sehr vertraut; sie ahmte er auch, vielleicht gar zu anhäng'ich, sein Leben lang nach. Nicht unbekannt mit der Weltgeschichte und den Lehrern der Weltweisheit schien er doch eigentlich alle seine Kraft auf poetische Schöpfungen verwenden zu wollen, wie er denn selber sagt:*

Was ich treibe, ewig schau' ich
Auf der Dichtung hellen Stern;
Leuchtet der mir nur, vertrau' ich,
Daß gefunden mir der Kern.

So befinde er denn schon als neunzehnjähriger Jüngling in einem noch erhaltenen Liedercyclus sein „minnigliches Mädchen,“ freilich in so holprichten und rauhen Versen, daß wir gern annehmen wollen, das Mädchen

* Dichtungen S. 40.

werde ihnen nicht geglihen haben. Namentlich aber wünschte und hoffte er im Drama groß zu werden, und um sich schon früh zu üben, begann er noch auf der Hochschule ein fünftaktiges vaterländisches Schauspiel: Oswald von Wolkenstein, dessen erster Akt in den gleich zu erwähnenden Alpenblumen erschien. Dabei war ihm ein feines Auge für plastische Kunst und ein feines Ohr für musikalische Reizungen, auch große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur verliehen. Ausreichender Wohlstand und feste Gesundheit gestatteten ihm mit frohen Sinnen in sein kommendes Leben zu schauen. Sein energischer Charakter ließ ihm nichts unmöglich dünken. Er zweifelte nicht, zu seiner Zeit ein berühmter Mann und unter die Rorvphäen seiner Nation gezählt zu werden. Vor der Hand aber hielt er für das Nöthigste, sein verödetes Haus zu Baiersberg mit einer lebenswürdigen Hausfrau auszustatten, und vermählte sich in feueriger Jugendliebe mit einem Mädchen aus guter Familie, das zu Imst im Oberinntale geboren war. Die Hochzeit wurde im Herbst 1827 gefeiert. Das junge Pärchen nahm aber zunächst keinen ständigen Wohnsitz; es hielt sich nicht allein zu Bozen, sondern auch manche Zeit zu Innsbruck und zu Imst auf. An letzterem Orte hatte Streiter sogar ein paar Jahre lang das „Hofwirthshaus“ zu verwalten, ein Erbstück der Gattin, das nicht sogleich zu veräußern war. Er fühlte sich unendlich froh, als er dies erreicht, seine wirthschaftlichen Sorgen beseitigt und seine Freiheit wieder erlangt hatte.

Unser poetischer Freund war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, als er für sein Sinnen und Trachten auch andere junge Landsleute zu gewinnen suchte. So entstand denn bald eine Art Hainbund, der sich eine große Zukunft versprach. Ohne Mühe fanden sich mancherlei Bundesgenossen zusammen, die sich auf die Dichtkunst verlegen und ihr Volk für sie gewinnen wollten; die besten darunter waren ohne Zweifel Johannes Schuler, Josef Streiter und — Beda Weber.

Dieses Kleeblatt gab mit Hilfe der andern zum ersten Mal im Jahre 1828 zu Innsbruck ein Taschenbuch, die „Alpenblumen aus Tirol,“ heraus, nach vielhundertjährigem Winter „die erste Schwalbe im Lenz,“ welche aber eine Theilnahme für literarische Bestrebungen auch nicht zu erwecken vermochte und daher nach drei Jahren wieder eingieng. Streiter hat von jener Zeit an noch verschiedene Schriften und Büchlein poetischer Gattung, namentlich 1843 seine „Dichtungen“ erscheinen lassen, allein sie haben besonderen Anklang nicht gefunden. Er war immer in Noth mit seiner Zeit, überdies zu ungeduldig und zu ungestüm; was er angefangen, sollte auch gleich fertig sein. Daher war der Plan seiner Schöpfungen nicht immer genug überlegt, die Form gar oft vernachlässigt, die Sprache un gelenk und nicht fehlerfrei.*

* In diesem Stücke glich Streiter seinem Meister Tieck, von welchem R. Köpfe (Ludwig Tieck, 2. 154) folgendes sagt: War er im Zuge der Arbeit, so reichten Zeit und Kraft kaum hin. Er arbeitete unendlich rasch und leicht, namentlich in seiner

Der Mangel der fleißigen Ausarbeitung wurde ihm der Reihe nach von allen seinen Recensenten, auch von Ludwig Tieck, von Hermann von Gilm, von Ludwig Steub energisch vorgehalten, aber er wollte sich nicht bessern. Wir sprachen oft und viel über solche Schäden, allein wir konnten uns nicht verständigen. „Nicht die Form, der Gedanke macht das Gedicht!“ rief er bei solchen Erörterungen gerne aus und blieb auf dem Satze unerschütterlich beharren. Dagegen ist seine Prosa zwar nicht besonders glatt und zierlich, aber einfach, klar und kernig.

Streiters Gedichte haben aber vor den mythischen Ausgeburten des Meraner Dichters wenigstens den Vorzug, daß sie verständlich sind, obgleich in der Eile doch noch manche Dunkelheit stehen geblieben ist, so daß der Leser mitunter plötzlich Bedas Schatten zu sehen glaubt. Daß Streiter von seinen Gedichten selbst viel mehr hielt, als andere, ist wohl ein Zug, der allen Poeten gemein. Uebrigens träumte er immer von mehr als einer „That in Worten.“ Im Jahre 1839 war von einem Parzival die Rede. Im Frühjahr 1844 war er stark hinter einem Schock deutscher Kaiserdramen her und meinte brieflich, sie würden wahrscheinlich die Thätigkeit seines Lebens

Jugend, wo er oft mit kühner Sorglosigkeit die Dinge unter der Feder entstehen ließ. Alles Verbessern, Feilen und Fügen im Einzelnen war ihm verdrießlich. Selten korrigirte er, noch seltener entwarf er Konzepte. — — (Dasselbe erzählte man ja auch von Hackländer.)

ausfüllen.) „Aber woher Zeit, Kraft und Ausdauer nehmen,“ schrieb er im Februar 1844, „bei einem von tausenderlei Geschäften zerrissenen, widerwärtigen, ekelhaften, geistertödtenden Leben?“

Als seinen Beruf hatte sich nämlich unser Freund nicht ohne einigen Widerwillen die Rechtsgelehrsamkeit erwählt. Anfangs 1837 war er zum Anwalt in Cavalese, einem Flecken im Fleimserthale, ernannt worden, hatte sich sofort unter den Welschen niedergelassen, aber bald seine jugendliche Gattin verloren, die er dort bestattete und noch in manchem schönen Liede besang. Nach wenigen Monaten gelang es ihm, sich aus dem welschen Dertchen loszuschälen und nach Bozen verlegt zu werden, wo er nun vierundzwanzig Jahre lang als Anwalt lebte, 1861 zum Bürgermeister erwählt wurde und am 17. Juli 1873 hoch geachtet und tief betrauert starb. In dem oben erwähnten Jahre Vierundvierzig wollte aber Streiter seine anwaltliche Thätigkeit in Bozen aufgeben, um seine Zeit für sich zu haben und diesseits der Alpen die Redaktion irgend eines Journals zu übernehmen, was ich aber sehr

*) Dürfen wir hier das interessante Geheimniß verrathen, daß damals auch Adolf Pichler einen dramatischen Cyklus aus der deutschen Geschichte zu bearbeiten gedachte? Schuler empfiehlt den jungen Mann seinem Freunde Streiter in einem Brief vom 22. August 1843 und sagt darin, derselbe habe bereits ein Drama, „Die Habsburger“, mit viel Talent und Geschick vollendet. Aber über das erste scheint keiner von beiden hinausgekommen zu sein.

lebhaft widerrieth. Es ist denn so wenig daraus geworden, wie aus den Kaiserdramen. In der nächsten Zeit schien der Dichter auch nicht mehr an die Auswanderung zu denken. Dagegen beschäftigte er sich in jenem Jahre mit einer Flugschrift, „die Jesuiten in Tirol,“ deren Manuscript ich der größeren Sicherheit halber damals selbst mit nach München nahm. Sie erschien 1845 anonym bei Hofmeister in Heidelberg und wurde im Lande sehr eifrig gelesen.

Streiters prosaische Arbeiten kamen zumeist als Feuilletons, als längere oder kürzere Abhandlungen in verschiedenen Blättern ans Licht. Sie waren entweder irgend einer faulen oder parteiisch verkleisterten Stelle in Tirols Geschichte oder aber den politischen Vorgängen seit dem Jahre 1848 gewidmet und suchten diese dann schneidig und geistreich zu beleuchten. Sie wurden wegen ihres rückhaltslosen Freimuths und ihrer treffenden Schärfe von allen Freunden eines aufrichtigen Wortes stets mit großem Vergnügen hingenommen. Theilweise sind dieselben gesammelt in seinen „Studien eines Tirolers,“ welche 1862, und in den „Blättern aus Tirol,“ welche 1868 erschienen.

Streiter nannte sich auf dem Titelblatt seiner „Lebensquelle“ (1839) und seiner „Dichtungen“ (1843) Berengarius Ivo, zwei Namen, deren letzterer sich daraus erklärt, daß der heilige Ivo ein Advokat und zwar der einzige gewesen, der in diesem Stande heilig geworden, während der erstere an den Berengarius Turonensis erinnern soll, über welchen Lessing geschrieben.

Unser Freund hat sich wahrscheinlich schon in jungen Jahren in die weite Welt gesehnt, namentlich um sich in der Nation der Denker umzusehen und ihre bedeutendsten Männer kennen zu lernen, allein ein solcher Gedanke verstieß eigentlich gegen die Landes Sitte, denn wenn auch damals die Krämer und Handelsleute aus Tirol sich nicht ungern in die Fremde begaben, so blieben die „Studirten,“ Richter, Advokaten, Aerzte u. s. w. um so fester im Lande sitzen. Die jungen Leute aus guten Häusern giengen damals, da ihnen die deutschen Universitäten verriegelt waren, höchstens nach Wien und dann etwa nach Pavia oder Padua, theils um da die Landessprache zu lernen, theils auch, weil die Milde der italienischen Professoren manches leichtsinnige Büschlein, das anderswo schon durchgefallen, gnädig durch die Prüfungen schlüpfen und den Doktorhut nehmen ließ. In Padua hatte nun auch Streiter ein halbes Jahr studirt, doch war er sicherlich nur der italienischen Sprache wegen, nicht aus anderen Rücksichten hingegangen. Dort hat er sich ferner, wie J. Schuler, jenen Hut aufsetzen lassen.

Bald darauf begann sein eheliches Glück, das ihn die Fremde ganz vergessen ließ. Erst als seine theure Hanni von ihm geschieden, faßte er den Voratz, zu seiner Tröstung und Zerstreuung den Wanderstab zu ergreifen und einen Theil der deutschen Länder zu betrachten.

Ueber diese erste Weltfahrt, die ins Jahr 1839 fällt, geben seine „Reiseblätter“ angenehmen und aus reichenden Aufschluß. Sie finden sich unter seinem Nach-

lasse in einem starken Bande, in welchem er alle die Erzeugnisse der damaligen Jahre durch eine lesbare Hand hatte zusammenschreiben lassen. Wahrscheinlich waren alle diese Stücke zum Drucke bestimmt, allein es sind nur die poetischen und diese nicht alle solcher Auszeichnung theilhaftig geworden. Jene „Reiseblätter“ beruhen nun sichtlich auf Briefen, die der Reisende während seiner Fahrt an Fräulein Anna von Capeller, das später noch öfter zu nennende „Mannele“, seine annoch unvermählte Kastellanin zu Baiersberg sandte, die er dann nach der Heimkehr überarbeitete, ins Reine schreiben ließ und hierauf wieder feilte und besserte. Es wird nicht übel aufgenommen werden, wenn wir unserm reisenden Freund auf seinen Fahrten nachgehen und die anziehenden Stellen aus seinen Briefen mittheilen.

Den meisten Raum nehmen da natürlich die Schilderungen des Gesehenen, der Gegenden, der Kirchen, der Gallerien und Museen, der Theater und der Schauspieler, auch der Gärten und der Parke ein, allein da uns diese Schilderungen nichts Neues bieten und zum Theil ganz veraltet sind, so werden wir sie nur selten heranziehen und uns hauptsächlich mit den persönlichen Erlebnissen des Pilgrims, namentlich mit den Bekanntschaften, die er unterwegs gemacht, beschäftigen.

Der erste Brief, Salzburg, 5. Juni 1839, widmet zu gutem Anfang dem hochgeschätzten Tiroler Maler Paul Troger, der zu Welsberg 1698 geboren und 1777 zu Wien gestorben ist, einige anerkennende Zeilen:

„Ich war hier,“ sagt er, „im Dom, wo mich das Bild des Gekreuzigten von Troger vorzüglich anzog. Die Mater dolorosa ist eben so würdig und milde, als leidend und ausdrucksvoll gehalten, Magdalena ganz dahin von Liebe und Schmerz, Johannes der tröstende Sohn der Mutter, Christus erhaben, und die Glorie um ihn auf originelle Weise dargestellt.“

Den berühmten Peterskeller, an dem doch sonst kein gebildeter Tourist vorübergeht, scheint unser Wandersmann gleichwohl nicht besucht zu haben, dagegen vermerkt er, daß er in der St. Peterskirche das Denkmal Haydn's gesehen habe. Von da aus steigt er auf den Mönchsberg, erfreut sich der herrlichen Aussicht, die derselbe bietet, bricht aber, nachdem er diese beschrieben, in folgende Elegie aus:

„Wenn mir die schöne Natur auch auf den Augenblick Zerstreuung bietet, so bin ich doch im Ganzen gelangweilt und säße lieber daheim mit Ihnen und meinen lieben Kindern zu Tische. Auch bangt mir oft um diese Theuern, und nachdem ich schon einmal das Theuerste verloren habe, fürchte ich für Alles. Aufrichtig gesagt, wenn ich mich nicht schämte, möchte ich noch heute umkehren. Nun Alles will erfahren sein!“ —

Nachdem der Reisende das wunderreiche Salzburg verlassen, berührt er die „hübsch gebaute Stadt Linz,“ in der er aber nur zwei Stunden bleibt, und erwähnt dann das Kloster Melk, „das mehr einem kaiserlichen Palaste, als einem Aufenthalt von Mönchen und Ein-

siedlern gleicht.“ Hierauf folgt die Einfahrt in die Kaiserstadt, wo er fast vierzehn Tage verweilt und dem Stephansdome, den Kunstschatzen und den Gallerien, den öffentlichen Monumenten, aber auch dem Garten des Freiherrn von Hügel und dem Park des Fürsten Schwarzenberg gebührende, meist begeisterte Betrachtung zuwendet.

Der Wiener Brater scheint dem Einsiedler von Paierberg nicht so gut gefallen zu haben, wie andern lebenslustigen Touristen.

„Das schaukelt, karouffelt, lacht, kreischt, schaut, trinkt, fährt, reitet und bietet alles auf, um in einem Rausch unterzutauchen, aus dem es nimmer wieder erwachen möchte. Nur heute noch lustig und selbstvergessen, das Morgen kümmert sie nicht. Wir grant, wenn ich mir diese Menschen denke, die das sinnliche Vergnügen sich zum einzigen Zwecke ihres Lebens machen.“

Auch die Theater werden mit Eifer besucht und die Bühnenkünstler mit höchster Anerkennung besprochen.

„Gelingen es zu sehen, hatte ich erwartet, aber von diesen Leistungen im Lustspiele hatte ich doch keine rechte Vorstellung.“

Er sah da verschiedene, jetzt längst verschollene Komödien, daneben auch: „Der Traum ein Leben“ von Grillparzer und — „der Müller und sein Kind“ von Raupach. An letzterem Stücke zeigt er einen Gefallen, den jetzt wohl nur wenige noch theilen dürften.

„Was der Müller und sein Kind sagen soll, war mir bei einer früheren Darstellung, die ich in Bozen oder

Innsbruck sah, ganz dunkel geblieben; im schlechten Spiegel geht auch das Beste unter. Hier war die Wirkung auf mich außerordentlich. Mit wie geringen Mitteln hat der Dichter diesen Effekt hervorgebracht! Wie psychologisch ist Alles angelegt!“

Hierauf erzählt er die Fabel des Stücks, charakterisirt die mitwirkenden Mimen und da ihn das Trauerspiel nun einmal nicht losläßt, so schließt er wieder mit kritischen Bemerkungen über den Text. Noch mehr aber scheint ihn „der Traum ein Leben“ beschäftigt zu haben. Er theilt dessen Inhalt auf acht Seiten gründlich mit, meint aber doch am Ende, „er könne das Drama nicht recht goutiren.“ Den Tag nach der Ausführung besuchte er den Dichter.

„Grillparzer nahm mich mit so vieler Zuborkommenheit und Freundlichkeit auf, daß ich vor einem alten Bekannten und Freunde zu stehen glaubte. Er entschuldigte sich, daß er mir nicht geantwortet und drückte mir seinen Beifall über mein Stück*) aus. Ich unterhielt

* Streiter meint hier: „Die Lebensquelle. Ein dramatisirtes Märchen von Berengarius Jvo.“ Innsbruck 1839 — ein schwaches Stücklein, das kurz vorher gedruckt und an Freunde und Gönner versandt worden war. Es ist eine wunderliche Ferie, oft sublim bis zur vollen Dunkelheit und in seiner Absicht schwer begreiflich. Da der persische Schah, der der Lebensquelle nachgezogen, sie zwar endlich findet, aber bei dem ersten Schlucke auch schon stirbt, so glaubt der Verfasser, es spreche sich darin die Wahrheit aus, daß das wahre Leben erst im Tode aufgehe.

mich lange mit ihm über „der Traum ein Leben“ und bemerkte ihm Einzelnes, was mir aufgestoßen. Er nahm es gut auf und stand mir darauf überall Rede und Antwort. Sein Umgang hat etwas ungemein Unangenehmes und Liebreiches; er lud mich ein, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, fragte mich um meine Wohnung, und da ich ihm bemerkte, daß er mich schwer treffen dürfte, nahm er mir das Versprechen ab, ihn noch einmal zu besuchen. Ich kann nicht läugnen, daß mich diese Behandlung von Seite eines Mannes, den ich für den ersten lebenden Dramatiker Deutschlands halte, (da Tieck nichts Dramatisches mehr schreibt) ungemein erfreute, und zwar um so mehr, je weniger Anerkennung mir in meinem Vaterlande geworden. Ich habe den ganzen Tag recht freudig und vergnügt verlebt.“

Am 16. Juni 1839 schreibt der zärtliche Vater von Wien an Fräulein Anna zu Hause:

„Ihr Brief hat mir viele Freude gemacht. Ich war voll Angst und Sorge um meine lieben Kinder, die durch Ihr langes Stillschweigen noch mehr gesteigert wurde. Sagen Sie der Toni, dem Wilhelm und der Angelika, daß ich die von ihnen geschriebenen Zeilen mit großem Vergnügen gelesen habe, sie sollen mir ja wieder schreiben. Alle grüße und küsse ich und ermahne sie brav, fleißig und fromm zu sein, auf daß ich bei meiner Rückkehr Gutes von ihnen höre.“

Am 19. Juni berichtet er:

„Sonntags war ich beim Dichter Deinhardstein, der

Direktor der hiesigen Hofschaubühne ist und deßhalb den Titel eines Regierungsrathes führt. Er nahm mich mit zuvorkommender Höflichkeit auf und schrieb mir sogleich eine Eintrittskarte zum freien Besuche des hiesigen Hofburgtheaters fürs erste Parterre.

Ich gestehe, daß ich durch diese Aufmerksamkeit, die dem Verfasser der Lebensquelle zu Gute kam, nicht minder überrascht als geschmeichelt war, und zwar um so mehr, als diese Auszeichnung sonst nur Dichtern zu Theil wird, deren Stücke auf dem Hofburgtheater aufgeführt werden.* Er unterhielt sich längere Zeit mit mir, befragte mich über die Arbeiten, die ich vorhätte, ließ aber nie den Staatsmann vergessen. Daß ich die Karte recht fleißig benütze, darf ich nicht erst sagen, da sich der Theaterbesuch wohl auch ohne diese verstände.

Mit Grillparzer war ich noch zweimal zusammen. Das ist ein eben so talent- und einsichtsreicher, als gutmüthiger Mann. Alles, was er sagt, ist tief aufgefaßt und das Ergebniß eines reifen Studiums. Dabei ist er so einfach und schlicht, so liebevoll und herzlich, daß man ihn bei jedem Worte umhassen möchte.“

Von Wien begab sich der Reisende nach Prag und schrieb daselbst am 22. Juni:

„Den Abend vor meiner Abreise von Wien verbrachte ich noch recht angenehm mit Grillparzer, der mir in dieser Stadt, wie begreiflich, der interessanteste Mensch

* In München ist man, wie ich selbst erfahren, noch nicht so weit.

war. Er äußerte sich, im heurigen Herbst noch Tirol durchstreichen zu wollen, wenn er nicht Konstantinopel und Athen besuche, und versicherte mich, bei mir einige Tage zu bleiben. Etwas rückhaltig und mißtrauisch scheint er durch den Umgang mit Menschen geworden zu sein, sonst ist er wirklich durchaus liebenswürdig.“

Völlig begeistert hatte unsern Dichter das Burgtheater, dem er in demselben Briefe einen wehmüthigen Nachruf widmet:

„Ich mochte nicht daran denken, von diesen Hallen der Kunst auf immer Abschied zu nehmen; der Gedanke daran hätte mir noch den letzten Abend ganz verbittert, wiewohl ich es einsehe, daß ich schwerlich mehr daran denken kann.“

Auch in Prag besah sich der Reisende gewissenhaft alle Merkwürdigkeiten und gieng zuletzt auch auf literarische Bekanntschaften aus.

„Ich besuchte Glafer, den Redakteur von „Ost und West,“ an dem ich einen gefälligen, aber nicht hervortretend geistreichen Mann fand. Anziehender war mir sein Schwager, der Dichter Egon Ebert, an dem ich mir eine ungemein liebreiche Persönlichkeit lobte. Er ist noch ganz Garçon und hat die Fidelität keineswegs mit dem Burischenrocke an den Nagel gehängt. Er ärgerte sich, daß ich nicht länger in Prag bleibe, und speiste mit mir, worauf wir mit herzlichem Kusse schieden.“

Dann setzt er noch hinzu:

„Der Weg über Töplitz und Kulm erinnerte mich

wieder an mein Tirol, und die frische Luft von den Gebirgen der sächsischen Schweiz erquickte mein ganzes Herz.“

Endlich ist der Reisende in Dresden angekommen und schreibt von da am 25. Juni:

„Gestern um zwei Uhr langte ich in Dresden an. Der erste Tag machte mir lange Weile ohne Ende. Unglücklicher Weise gerieth ich Anfangs in die große protestantische Kirche, wo mir ein so kalter Schauer aufs Herz fiel, daß ich nicht begreife, wie diese Menschen mit einem solchen Kultus leben können.* Ich schrieb darüber bereits ausführlich an Beda Weber.** Abends fand ich im Theater auch nicht bessere Aufheiterung. Man gab „die Nichte und Tante,“ ein nichtsagendes

* Diese und einige folgende Aeußerungen scheinen mit der Hinneigung zum Protestantismus, zu der sich Streiter früher und später bekannte, in einigem Widerspruch zu stehen, doch erklären sie sich vielleicht aus Bichlers Angabe, daß jener nach dem Tode seiner Frau dem Mysticismus verfallen sei. Er erholt sich aber bald wieder.

** Freund Beda kommt in diesen Briefen öfter vor. Indem Streiter zu Wien den Besuch der Lichtensteinischen Gallerie erzählt, schreibt er: „Ich dachte dabei an Beda; das hätte er besser als alles andere mitgetheilt.“ Zu Wien läßt er auch für seinen Lieben ein Siegel stechen, dessen Abdruck er seinem Briefe vom 16. beilegt. Von Prag aus bittet er das Fräulein, die an Beda geschriebenen Briefe diesem wieder abzuheischen, damit er seine ganze Reise beisammen habe, denn außer seinen Briefen zeichne er nichts auf.

Luftspiel von Görner, und ein noch unwahrscheinlicheres, „die Mäntel,“ von Scribe. Es bedurfte aller meiner Liebe für die Bühne, um mich durch zwei Stunden langweilen zu lassen. Im Spiel überbot Einer den Andern an Uebertreibung. Diese Leute dürfen sich mit dem Wiener Hofburgtheater nicht im Entferntesten messen. Heute sah ich eine Demoiselle Aufschütz aus Wien hier, mit der ich, so wie mit der Schauspielerin Rospini, von Prag hierher reiste. Ich bitte den himmlischen Vater, daß er mich ja mit keiner Schauspielerin mehr reisen lasse, denn Ekelfasteres als solche Affektation kann man sich nicht denken. Der heutige Tag hat sich aber dafür glorreich angelassen. Ich bitte zu bedenken: ich sah die siztinische Madonna von Raphael und — Ludwig Tieck!!!

Ich sollte eigentlich die Sache ordentlich erzählen und zunächst sagen, daß ich in der Frühe erst in der katholischen Kirche, einem majestätischen Tempel, gewesen bin, der im griechischen Stile gebaut und Hofkirche ist, und dann bei Hofrath Winkler, Redakteur der Abendzeitung, einem freundlichen Manne, der aber durch die Krankheit seiner Frau verstört scheint — allein es zieht mich zur Hauptsache. In der königlichen Gallerie strömte, obwohl ich nur die italienische Schule besah, die Fülle des Schönen zu sehr auf mich ein, als daß ich recht zur Besinnung kam. Ich setzte mich am Ende vor die siztinische Madonna, die heilige Nacht von Correggio, die Madonna des heiligen Franziskus, des heiligen Sebastian und des heiligen Georg, alle vom selben, und sah nichts

mehr als diese. Ich weiß nicht, hat mir die Zeit schon das früher Gesehene entrückt, oder sind wirklich alle Bilder, die ich bisher in Deutschland sah, nur Pygmäen gegen diese Riesen. Uebrigens fühle ich, daß man hier wenigstens vier Wochen bleiben müßte, um die Sache nur ein wenig zu studiren; hier lebt die Kunstgeschichte in Bildern. —

Noch erfreulicher war mir die Unterhaltung mit Tieck, wie mich immer das Leben mehr anzieht als das Bild. Anfangs blieb er fast einsilbig und schien, wie man zu sagen pflegt, mich ausholen zu wollen. Das Gespräch verbreitete sich über die Wiener Schaubühne, über Grillparzers „Traum ein Leben,“ später über Lenaus Faust. Endlich nahm er selbst das Wort und theilte mir bei der Berührung meines Antikains* seine Ansichten über Byron, Schiller, Sophokles mit und bemerkte, daß er von jeher die Dichter in zwei Klassen eingetheilt, in jene, welche in Menschen und Welt ihre Harmonie gefühlt und in ihrer Schwäche die Würdigung zur Gnade entdeckt, und in jene, die in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur das Unbegreifliche, den Fluch und den Grund zum Skeptizismus gefunden. Morgen bin ich zu

* Dieser kurz vorher begommene Antikain sollte eigentlich ein optimistisches Gegenstück der Byron'schen Dichtung, zugleich aber auch eine Räude auf die verewigte Gattin sein. Später erhielt der Antikain den Titel: „Himmel und Erde. Ein Mysterium“ und wurde als einzige dramatische Probe in Streiters „Dichtungen“ aufgenommen.

ihm um fünf Uhr Abends zu einer Lektion über die „Lebensquelle“ und um sechs Uhr zum Thee geladen! — Hört, man beneide mich!

Dresden den 28. Juni 1839.

Ihre Aufmerksamkeit wird wohl auf den poetischen Thee bei Tieck gespannt sein. Hören Sie also! Tieck hatte mich schon auf fünf Uhr Abends bestellt. Er lud mich wieder auf sein Sopha und setzte sich mir gegenüber auf seinen Lehnstuhl. „Mir hat ihr Stück wohlgefallen,“ hob er an, „es nimmt einen eigenthümlichen Gang, ist phantasievoll und man bleibt bis zum Ende gespannt. Nur zu didaktisch ist's, und Cosimo und Angelika erinnern zu sehr an Prospero und Miranda. Der Narr vernichtet auch beinahe das, was er sagt, durch seinen eigenen Scherz.“ Ich bat ihn wiederholt, mir ja die Wahrheit zu sagen, worauf er äußerte, er hätte mir Lob und Tadel gerade so, wie ers meine, geäußert. Er wiederholte mir noch einmal, daß ich mehr die Poesie, als die didaktische Tendenz hätte vorwalten lassen sollen, und versicherte mich, daß er mein Talent der Ermunterung werth finde. Ich hatte ihm schon früher von meinem Antikain gesprochen; nun fand ich auch Gelegenheit, ihm den Plan des Stückes auseinander zu setzen. Er hörte mir mit sichtbarem Interesse zu und sagte am Ende: „Das ist ja ganz originell, nur muß ich Sie auch hier davor warnen, daß Sie nicht zu didaktisch werden.“ Wir besprachen sonach weitläufiger die Idee, wobei er bemerkte, daß ich nicht vergessen soll, hervorzuheben, daß gerade in

der Schwäche des Menschen seine Stärke liege, da die Leidenschaft in ihrer edleren Gestaltung in Enthusiasmus übertrete oder diesen möglich mache, und der Sieg desto höher gestellt sei, je geringer die Kräfte dazu. So habe der Mensch den Vorzug vor dem Engel, dessen Wille nicht mehr mit der Neigung zum Bösen im Kampfe, sondern schon für's Gute vorherrschend sei. Wir durchgingen so noch manches von unserer Literatur, wobei er mich immer veranlaßte, mein Urtheil auszusprechen, welches er, wie mir schien, mit Interesse aufnahm. Kurz, wir wurden bald sehr vertraut, und er versicherte mich wiederholt, daß es ihm angenehm sei, meine Bekanntschaft gemacht zu haben. Auch der Entwurf zum Parzival wurde besprochen und von ihm, insofern ich mich bloß über die Grundidee äußerte und aus Mangel größerer Studien nicht weiter gehen konnte, gebilligt, nur frug er, wie ich wohl genug Handlung und Bewegung hineinbringen würde. Ueber Goethes Faust äußerte er, daß ihm dieser mit dem ersten Dialog mit Wagner der Idee nach abgeschlossen scheine, die Geschichte mit Margarethen sei nur später hinzugedacht und eine aus einem früher angefangenen Stücke, der Kindsmörderin, wovon er in Dichtung und Wahrheit spreche, in den Faust übergegangene Idee. Ueber den zweiten Theil des Faust sprach er seine völlige Mißbilligung aus; hier sei alles, das Verschiedenartigste und Unzusammenhängendste hineingezogen, und die am Ende niedergelegte Idee, daß es schon genug sei, wenn der Mensch nur ein bloßes Streben nach dem Guten äußere,

ganz verwerflich.* Nachdem wir Manches über seine eigenen Werke und über Shakespeare verhandelt, verließ ich ihn, wiewohl mir das Versprechen wiederzukommen abgenommen war, nur durch die Zeit gedrängt und ungerne. Ich kann meine Verwunderung nicht zurückhalten, wie eben dieser große Mann, der allen Andern so weit voraus ist, mit so vieler Geduld und Bescheidenheit noch auf unsere Meinung und Urtheil hinhorcht, das ihm ganz gewiß lächerlich vorkommen wird. Ich stellte mir ihn ganz anders vor.

Nach sechs Uhr traten wir ins Theezimmer, wo Gräfin v. Finkenstein auf dem Sopha saß und Thee servirte. Vorgestern fand sich nur der Dichter Holtei ein, gestern aber auch ein Maler, der einen berühmten Jeremias gemalt,** ein Schwede und ein Portugiese. Die Unterhaltung wurde dessen ungeachtet in deutscher Sprache geführt. Vorgestern entwickelte Tieck beim Thee noch sehr schöne Ideen über die fünf hier befindlichen Correggio's, über die sirtinische Madonna und las mir noch einige Gedichte über Tirol, Bozen u. v. Gestern war ich nur kurze Zeit dort, da ich einen Ab sprung nach Leipzig gemacht hatte und erst um sieben Uhr zurückkam.

* Ueber derlei Urtheile ist namentlich „Ludwig Tieck“ von Rudolf Köpfe, 2. 180 ff. zu vergleichen. Sie sind dort weiter ausgeführt und begründet, doch wollte man deswegen die kurzen Glossen, wie sie Streiter gibt, dem Leser auch nicht vorenthalten.

** E. Benemann, damals Professor der Kunstakademie und Mitglied des akademischen Rathes zu Dresden.

Er lud mich auf heute Abend wieder ein, und ich scheine nun so ganz zu seinem Kreise zu gehören; mir kommt fast vor, er habe mich liebgewonnen. Das Angenehme bei seinen Asseemlees ist, daß man sich zwar ganz ungebunden, aber doch in der feinsten Gesellschaft fühlt.

Dresden, den 30. Juni 1839.

Gestern war ich bei Tieck zu Mittag. Es war nur sein Neffe, Herr G. F. Waagen, Direktor der Gallerie in Berlin, Gräfin v. Finkenstein, seine Tochter und Stieftochter mit zu Tische. Dorothea, so heißt seine eigene Tochter, ist still und sittig, Agnes, die Tochter seiner Gattin, munter und heiter.* Ich muß aber gestehen, ich wußte mich nicht recht zu finden. Mit jedem Besuche stellt es sich mir mehr heraus, wie dieser Mann in jedem Fache so ganz das Tiefste ergründet und in Regionen, die mir bis dahin ganz unzugänglich waren, völlig heimisch ist. Das macht mich dann scheu und verlegen, zurückhaltend mit meiner Meinung und gibt mir, ich fühle es deutlich, ein steifes Aussehen. Ich sehe, wie haushoch der Advokat und all der Aktenstaub über mir zusammengewachsen ist, und wie kärglich es sich von der Gefe von Poesie, die noch in mir zurückblieb, zehren läßt. Das schmerzt und bedrückt mich.

Zu lernen wäre da wohl recht viel. Ich will nur Einiges, was mir mehr zugänglich ist, zum ewigen

* Diese Angabe ist unrichtig. Agnes war Tiecks jüngere, aber nicht seine Stieftochter. S. Friesen „Ludwig Tieck.“ S. 8.

Gedächtniß hieher setzen. Manzoni's promessi sposi lobte er sehr und meinte, er hätte, sich selber unbewußt, darin mehr geleistet, als ihm andermwärts zu leisten möglich gewesen und als er noch ferner leisten werde. Ueber Byron bemerkte er, der edle Lord stelle sich in seinen Briefen als ein kleiner Mann heraus; selbst seine letzte That, die Reise nach Griechenland, erscheine nach diesen mehr als das Werk des Zufalls und verliere Alles von ihrer poetischen Erhabenheit. Walter Scott steht ihm nicht sehr hoch, wie er es auch mir nie war, namentlich habe Bulwer und Kapitan Marryat diese Manier ins Gewächse verflacht. Byrons vorzüglichstes Werk sei Childe Harold's Pilgrimage, die Stellen über Spanien wunderschön. Napoleon und den Franzosen ist er unhold; er verstehe nicht, was an dem Manne Großes sei, nicht einmal der Feldherr. Sobald er seinen Mann gegen sich gehabt, sei er nie zu siegen im Stande gewesen; Wellington und Blücher habe er nie unter die Füße gebracht, und mit großer Uebermacht siegen oder einigen Verwundeten Napoleond'ors und Zucker austheilen, seien eben keine Großthaten. Obwohl Tied in Rom Katholik geworden sein soll,* scheint er mir dennoch jetzt ein nicht gleichgültiger Protestant zu sein, was ich jedoch nur aus einer Aeußerung über den Uebertritt der Kurfürsten von Sachsen zur katholischen Religion abnahm, den er höchlich tadelte.

* Seine Biographen bezeichnen diese Angabe als unrichtig.

den 1. Juli 1839.

Gestern Abend wohnte ich einer jener berühmten Vorlesungen Tieck's bei, die ihm, ich möchte sagen, in ganz Europa den Namen des besten Vorlesers erworben haben. Er las die Komödie der Irrungen von Shakespeare in der von ihm und Schlegel herausgegebenen Uebersetzung. Bekanntlich liest er nie die Namen der redenden Personen, allein er weiß in ihr Gespräch so viel Charakter hineinzutragen, daß über den, der spricht, gar kein Zweifel obwaltet. Er verändert die Stimme nie, außer bei dem Vater der Zwillinge, wo sie etwas tiefer klang; vorzüglich lustig trug er die Partien der beiden Dromio vor. Es war alles so aus einem Gusse, so Schlag auf Schlag, daß man eigentlich nie recht zu sich kam; kurz die Wirkung war vollkommen. In der Lebendigkeit des Lesens mischte er auch etwas Aktion in den Vortrag, was ihm noch mehr Anschaulichkeit und Leben verlieh. Da er die Vorlesung eigentlich nur mir zum Besten gegeben und auf meine Motion Etwas von Shakespeare gelesen hatte, dankte ich ihm recht herzlich dafür und bat mir noch vor seiner Abreise eine Stunde aus, in der ich ihn besuchen und mit ihm sprechen dürfte. Er drückte mir herzlich die Hand, wie er immer, ehe ich gehe, zu thun pflegt, und versicherte mich, daß es ihm immer lieb sei, wenn ich komme.

München, 7. Juli 1839.

Ein paar Stunden ehe ich von Dresden abreiste, nahm ich von Tieck noch recht herzlichen Abschied. Er

sagte mir, er habe gesehen, daß wir in den Hauptpunkten unserer Ansichten übereinstimmen, und dies sei nöthig, wenn man sich nahe rücken und sich gegenseitig verständigen wolle. Er munterte mich auf, mich selbständig und auf eigener Bahn fortzubilden; auch er sei nie Jemand's sklavischer Schüler gewesen, noch habe er sich Schüler gesucht. Ich solle ihm, wenn ich zu Hause komme, schreiben, damit unsere Verbindung nicht unterbrochen werde; er besitze wenige Freunde und es habe ihn recht gefreut, meine Bekanntschaft zu machen. Ich lud ihn herzlich ein, auch mich zu besuchen, was er mir aufs nächste oder übernächste Jahr zusicherte. Zugleich übergab er mir sein Portrait, das ich ihm auf Holsteis Andeutung gesandt hatte, damit er mir Etwas zum Andenken darauf schreibe, mit folgenden eigenhändig geschriebenen Versen:

Zu Dir in fernem Thal hin ist gedrungen,
Was ich von Berg und Wäldern einst gesungen;
So hat das Wort der heitern schönen Stunden
Im Wunderland mir wackern Freund gefunden.

An Dr. Streiter aus Bozen zum Andenken.

Dresden, den 1. Juli 1839.* Ludwig Tieck.

* Das lithographirte Bildniß findet sich noch jetzt zu Paiersberg. Das Gedicht steht auf dessen linker Seite. Gerade unter dem Portrait sind noch folgende Zeilen zu lesen:

Der Wahrheit heitres Angesicht
Verklärt zur Schönheit das Gedicht.

Ludwig Tieck.

Zulezt umarmte und küßte er mich, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, dem verehrten Manne den Kuß zurückzugeben. So schieden wir als innige Freunde.“

Nach diesen schönen Tagen von Dresden kehrte Streiter wieder in sein Vaterland zurück. Er gieng über Nürnberg, wo er nur einige Stunden sich aufhielt, aber mit großem Eifer die alten Kirchen betrachtete, nach Regensburg, dessen Dom ihm einen mächtigen Eindruck gewährte. Auch der Walhalla widmete er einen Besuch, der ihm hohe Befriedigung hinterließ. Als er gegen München fahrend „wieder die ersten Tiroler Gebirge“ in deutlichen Formen aufsteigen sah,“ entrann ihm ein Gesang, dessen erste Strophe lautet :

Rehmt diesen Kuß auf eure eis'ge Krone,
Ihr heimatlichen Bergeshöhen!
Rehmt ihn zum Gruß von eurem trenen Sohne,
Er jubelt hoch beim Wiedersehen! *

Am 7. Juli fuhr er des Morgens um zehn Uhr in München ein. „München ist eine prächtige Stadt, aber Anfangs wars mir wieder bis zum Sterben langweilig.“ Dann gieng er jedoch aus, die Kirchen und die Gallerien zu besuchen und fand wieder die richtige Stimmung. „Morgen gehts in die Pinakothek und Abends in den Don Juan!“ Damit schließt der Reisebericht. Wie er von München weg und heimgekommen, ist nicht beschrieben.

* Es folgen noch vier Strophen. S. Dichtungen S. 9.

Als sicher darf angenommen werden, daß er auf der Heimkehr in Innsbruck seinen Freunden und Bekannten über die schönen Sachen und über die bedeutenden Männer, die er gesehen, ausführlichen Bericht erstattet habe. Seinen Landsleuten kam dieses Gebahren, diese Kühnheit, sich im Ausland unbekannten Celebritäten vorzustellen und um deren Freundschaft zu werben, immerhin etwas seltsam vor. „Ein eigenthümlicher Mensch, der Streiter!“ sagte einst Dr. Schuler, als wir im Innsbrucker Kreise auf den Bozner Freund zu reden kamen; „er nimmt seinen Hut und geht ganz ungenirt zu den berühmtesten Leuten — wir anderen hätten nicht 's Courage dazu.“ —

Der Gefallen, den unser Freund an diesem ersten Zug in unbekannte Länder gefunden, war so nachhaltig, daß er nur ein Jahr verstreichen ließ und dann wieder in die Fremde gieng. Zunächst war es wohl wieder auf Ludwig Tieck abgesehen, allein es sollte auch ein Bißchen Italien sowie einige Schweiz dazu genommen werden und so fuhr er denn anfangs Juli über das Wormser Joch, den Comer- und den Langen-See nach Mailand, wo ihn der Dom entzückte, Manzoni aber zu empfangen ablehnte, weil er kein Empfehlungsschreiben mitgebracht. Von Mailand gieng es über Turin nach Genf, Bern, Interlaken, Luzern, auf den Rigi, nach Zürich, Schaffhausen und Basel, nach Straßburg und den Rhein hinunter nach Köln. Hier singt er einmal als stolzer Aelpler:

Wer die Berge nie gesehen,
Grüßt sie hier in Miniatur —

Doch geboren auf den Höhen
Lieb' ich groß mir die Natur.*

Es verdient nämlich bemerkt zu werden, daß der Arion des Etschlandes diese zweite Ausfahrt auch mit den Klängen seiner Lyra begleitete und später diese Gefänge, siebenundzwanzig an der Zahl, als „Reiseliieder“ in seine „Dichtungen“ aufnahm.

Außerdem ist aber diese zweite Wanderung auf dieselbe Art, wie die erste in dem oben erwähnten handschriftlichen Bande beschrieben, doch wird die Beschreibung — wenigstens für uns — nicht eher interessant, als bis Streiter am 2. August nach Potsdam kommt. Es werden daher die Auszüge, die hier folgen sollen, erst mit jenem Tage beginnen und ihnen nur eine Stelle aus einem frühern Briefe vorausgehen, weil diese eine damalige Stimmung des Reisenden sehr anschaulich zeichnet.

Schaffhausen, den 21. Juli 1841.

„Eine Reise nach Paris kam mir gar nie in den Sinn. Dies müßte jedenfalls das Ziel einer eigenen Reise sein, und vom bloßen Schauen ohne persönliche Ansprache bin ich schon satt. Ich wünsche nur noch Tief zu sehen und mich mit ihm einige Tage zu unterhalten; dies soll mich für viele erlittene Langeweile entschädigen. Glauben Sie sicher, daß Naturschönheiten, fortwährend besehen, ohne andere Würze ebenso den Magen verderben wie Naschwerk.

* S. Dichtungen S. 28.

Potsdam, 3. August 1841.

Ueber Berlin kommend fand ich Ludwig Tieck gestern außer der Stadt, nahe am königlichen Lustschlosse Sanssouci in einem Gartenhause wohnend, wo er mich mit alter Freundlichkeit und Treuherzigkeit aufnahm. Da es aber schon an halb zwei Uhr rückte, und er zum König täglich geladen ist, sich auch sein Bruder, der Bildhauer, und Professor Rauch in seiner Gesellschaft befanden, war mein Besuch von kurzer Dauer, und er beschied mich auf heute neun Uhr früh, zu welchem Gange ich mich soeben anschicke. Mittlerweile besah ich gestern noch Sanssouci, ein wahrhaft königlicher Aufenthalt; ich möchte sagen, der Süden und alle seine Reize sind hier in Mitten der nordischen Steppen und eines kalten Sandmeeres hervorgezaubert.

Später.

Mit Tieck ist hier, wie es scheint, nicht viel zu machen. Er ist immer in königlichen Diensten und außer der gehörigen Verfassung. Als ich hinkam, ward ihm vom Hofe gemeldet, er solle heute nach Berlin; er hatte eben Rückfrage gehalten, ob es nicht ein Irrthum sei, und wartete die Antwort ab. Er drückte sich übrigens beifällig über „Himmel und Erde“ aus und sagte, er habe es mit Vergnügen gelesen, worauf ich ihm eine Abschrift überreichte mit der Bitte, mir sein näheres Urtheil mitzutheilen. Ueber Beda Webers Tirol bemerkte er, daß es ihn gefreut habe, das Buch zu lesen, was er fleißig gethan, nur sei es gar zu weit ausgesponnen und

zu viel bewundert (?). Auch über das gestrige Stück Donizettis „Lucrezia Borgia“ wurde gesprochen, und er theilte mein Urtheil, daß keine Musik darinnen sei. Nebenbei bemerkte er, Viktor Hugo habe doch in neuerer Zeit das tollste Zeug geliefert.

Die morgige Vorstellung der Corona von Saluzzo führte auf Raupach, über den er bemerkte, daß er in letzterer Zeit ganz unkünstlerisch alle Tage sein Thema ableiere und dieses episodentartig wähle; so im ersten Theile Cromwells und in Cromwells Ende. Da ich letzteres in Frankfurt gesehen, kam die Rede auf La Roche, der dort den Cromwell spielte. Tieck hat ihn daselbst als Lear gesehen, sich aber nach einem Akte schon entfernt. Er ist ein Manierist und mittelmäßiger Schauspieler, welches Urtheil sich bei mir trotz des Beifalls der Menge sehr bald gebildet hatte. Was mich übrigens freut, war die Mittheilung, daß Tieck einige meiner Sachen in seinen Circeln vorgelesen. Er bestellte mich auf Morgen mit der Mahnung noch früher zu kommen.

Potsdam, den 3. August 1841.

Auf meinem heutigen Ausfluge nach Berlin besuchte ich Professor Heinrich Steffens. Er ist ein freundlicher Mann, groß und hager, bereits ganz weiß, graue Augen und ziemlich bleich. Der Naturforscher ist bei ihm hervorstechend, und er scheint diesen mehr als den Dichter angesprochen wissen zu wollen. So schien er vorauszusetzen, daß ich Arzt sei, weil ich ihn besuche. Ueber: „Was ich erlebte“ äußerte er, daß ein so buntes Leben, wie das

seine, vielleicht Interesse erregen dürfte; jezt im leztthin erschienenen dritten und vierten Theil komme erst das tolle Gewirre, das in die stürmischen, politisch interessanten Zeiten des Anfangs unseres Jahrhunderts einschlage; er sei aber nicht gesonnen, seine Autobiographie bis in die allerlezten Zeiten fortzuführen, in denen die Sache zu persönlich werde; Meinungen und Ansichten früherer Jahrzehnte sehe man kaltblütiger an. Uebrigens war er etwas zurückhaltend und sprach über Nichts ein bestimmtes Urtheil aus, so zutraulich ich ihn auch durch mein Verhältniß zu Tieck zu machen suchte. Frisch und lebensfroh scheint er noch, obwohl nahe an den siebenzig, zu sein, im Gegensatz mit Tieck, den erst die Gicht so krüppelhaft zusammengezogen hat. An einer Vorstellung der Pasta, die gestern in Berlin die Norma gab, nahm er lebhaften Antheil und lobte ihr ausgezeichnetes Spiel, das gewissermaßen der Resonanzboden ihres Gesanges sei und erst das Ganze vollende. Es sei ganz zauberisch, wie erhaben sie dastehe, während sie doch sonst so klein sei, sie wachse zusehends. Dabei bemerkte er, welch ungetheilten Beifall ihre Schülerin Unger bei Tieck habe. So gerne ich ihm näher getreten wäre, gab sich vor der Hand doch kein Bindungsmittel, ohne mich mehr als billig hervorzudrängen.

Am 4. August 1841.

Soeben komme ich von Tieck zurück. Er war heute sehr guter Laune und plauderte über Verschiedenes. Meine Reise führte zuerst auf Overbecks Bild in Frank-

furt. Im Ganzen mißbilligte er die Idee; sie sei zusammengeskünstelt und wenn man Alles so sehr auf die ästhetische Ansicht zurückführen wolle, so sei selbst das Bild aus dem Leben verbannt. Die Madonna sei ein kaltes Marmorbild, und daß sie vollends mit der Feder in der Hand als Beschützerin der Künste dargestellt sei, ebenso unkünstlerisch als unwahr.

Cornelius' jüngstes Gericht mißbilligte er als eine schwache Wiedergeburt des Gemäldes von Michel Angelo. Christus sei ganz bedeutungslos, und all die Erfindungen mit den Seligen und Verdammten nichts deutlich aussprechend. Sodann führte das Gespräch auf Bettina, Freiligrath, Nikolaus Becker. Erstere schilderte er als eine Tolle, die das reine Bild Goethes befleckt habe, da an ihrem Briefwechsel mit Goethe wenig Wahres und an der Gündertode alles erlogen sei. Goethe habe sie am Ende nicht mehr ins Haus gelassen. An Freiligrath fand er keine Poesie; er lese diese Reisebilder lieber in Prosa; Nikolaus Becker lobte er in seinem Rheinliede wegen der reinen deutschen Empfindung; es sei ganz zeitgemäß und dies sein Verdienst; übrigens bezeichnete er ihn als nichts Besonderes.

Auf mich zurückkommend lobte er das Gedicht „Bertha“ und insonderheit die Sterbeszenen, sowie auch „die Schützenbraut,“ * versprach mir bis morgen „Himmel

* Bertha und die Schützenbraut sind beide in die „Dichtungen“ aufgenommen.

und Erde“ zu lesen und sein Urtheil zu sagen, und nahm das Angebot, ihm einen dramatischen Almanach zu widmen, mit Dank und Freundlichkeit an, versprach auch für dessen Herausgabe sich bei Brockhaus zu verwenden. Ich erzählte und besprach meinen Plan zum heiligen Gral und entwickelte die Idee, die er billigend annahm; auch Heinrich IV., den er selbst einmal beginnen wollte, wurde besprochen.

Leztlich versprach er neuerdings, mich nächstes Jahr in Tirol zu besuchen. Auch auf Jean Paul kamen wir zu sprechen. Ein wunderlicher Kauz, der an der Natur kein Interesse hatte, sagte er, und ihm versicherte, daß er am liebsten Gegenden beschreibe, die er nie gesehen. So Isola Bella im Titan. Auch Tied gefiel die Isola madre besser als die bella; die Aussichtspunkte sind auch ihm auf letzterer schöner vorgekommen.

Botsdam, den 5. August 1841.

Ich verfügte mich gestern in Beda Webers Angelegenheiten zu Professor von der Hagen, den ich jedoch nicht zu Hause, sondern in der Universität traf. Ein ungemein freundlicher und zuvorkommender Mann, von etwa fünfzig Jahren, mit langen Haaren, blaß, von Webers Kolorit, mit markirten großen Bügen. Er erklärte den Oswald von Wolkenstein (d. h. dessen Lieder) nicht mehr herausgeben zu wollen und seine Abschrift durch Goldhahn aus der Wiener Bibliothek gezogen zu haben, jedoch erbot er sich freundlichst, wenn ihm Beda das fertige Manuskript zur Durchsicht senden wolle, ihm mit allem, was ihm zu Gebote stehe, zu

dienen und seine Bemerkungen fleißig mitzutheilen. Er scheint mir ein sehr ordentlicher, fleißiger und stiller Mann und wird sein Versprechen halten. Von ihm erfuhr ich auch, daß der dem Asher verkaufte Coder des Nibelungenliedes und der in Montan gefundene Titurel nun im Besitze der Berliner Bibliothek sind, die beides mit einer dritten Abschrift und noch einem Buche um hundert Friedrichs'dor erkaufte. Hagen gab in die Germania einen Aufsatz über diese Abschrift und versprach mir, wenn ich heute noch nach Berlin käme, ihn mir mitzutheilen. Ich bitte, schreiben Sie dies Alles an Beda sogleich. Diese Nachrichten werden ihn sehr interessiren; ich habe aber heute als dem Tage der Abreise keine Zeit mehr dazu. Hagen lud mich auf Sonntag zu einem Feste ein, das die Universität Tübingen zu Ehren gibt, an dem ich aber leider nicht Theil nehmen kann.

Abends sah ich im Theater Raupach's Corona von Saluzzo. Die Schauspieler schienen mit dem Dichter in der Mittelmäßigkeit zu wetteifern. Da ist wohl an Allem, Spiel und Fabel, kein Fünkchen Wahrheit oder Natur. Tiedke sagte mir das gestern voraus; aber so jammervoll dachte ich mir die Sache doch nicht, als sie in der That ist. Ueberhaupt hatte ich auf der heurigen Reise wie mit Allem auch mit dem Theater das vollendetste Mißgeschick. In Zürich den unsinnigen Robert den Teufel, in Frankfurt den Späsmacher La Roche als Cromwell und Mephistopheles, in Dresden das Theater ganz veräußert, hier die unmusikalische Musik des Donizetti in Lucrezia Borgia

und gestern endlich das schlimmste von Allem. Das Weitere später, ich muß nun zu Tieck.

Später.

Tieck war auch heute wieder sehr guter Laune. Er hatte mein Drama „Himmel und Erde“ gelesen und war damit im Ganzen wohl zufrieden, setzte nur die Nachlässigkeit in der Form und die Reminiscenzen an Lord Byron aus. Er ermächtigte mich mit Brockhaus zu sprechen und erbot sich, selbst sich zu verwenden, damit er es in seinen Verlag nehme, ebenso mit Max in Breslau.

Seine Reise nach Tirol stellte er bei näherer Besprechung wohl sehr ins Ungewisse. Auch auf Kaulbachs Karton führte die Rede, und er bemerkte im voraus, daß er die Wahrscheinlichkeit des Ganzen nicht begreifen könne. Es scheine ihm mehr ein akademisches Pensum zu sein. Die Ausführung möge kunstreich und gelehrt sein, aber dieser Kampf in den Lüften sei zu abenteuerlich. Dann sprachen wir von Grillparzer. Die Ahnfrau hält er am Ende trotz ihrer Manier noch fürs beste, Ottokar sei völlig schwach, Personen ohne deutliche historische Charaktere. Vom Maler Lessing fällt er das beste Urtheil, lobte besonders seinen Ezzelino und machte auf den schönen Kontrast in beiden Mönchen aufmerksam; nur den Kopf Ezzelinos, der, wenn er aufstünde, ein Riese sein müßte, fand er unproportionirt klein. Holtei's wurde auch erwähnt. Tieck ist böse auf ihn, der Briefe aus Grafenort halber, in denen er ihn schulmeistern wollte und einen Unsinn an Dorotheen geschrieben habe. Alle diese Briefe

feien erdichtet und Niemand habe sie erhalten. Nun sei er Schauspieler in der Josephsstadt, wozu er doch kein Talent habe, eben so wenig, wie zum wahren Dichter. Raupach wurde ganz erbärmlich traktirt; er denke nicht einmal nach, worüber er schreibe, was ich buchstäblich wahr finde. Er habe Shakespeare nie gelesen und wolle ihn meistern. Grabbe habe ihn eben so wenig verstanden und nichts als Herrbilder gegeben, außer den Grenzen aller Wahrheit und Möglichkeit u. s. w. Nach einer mehr als stundelangen Unterhaltung nahm ich herzlichen Abschied, und wir empfahlen uns gegenseitig unserm Andenken. Ich werde ihn wohl nimmer sehen, so wenig, als ich noch ferner eine weite Reise zu unternehmen gedenke.

Stuttgart, den 9. August 1841.

Endlich bin ich wieder im Süden und um vier Tage- und Nachtreisen näher an der Heimat. Ich gestehe, daß der Drang nach der Heimkehr in mir so stark geworden ist, daß ich mich nur mit Mühe entschlossen habe, noch den Absprung hieher zu machen. Nur die Betrachtung, daß ich Deutschland vielleicht mit Ausnahme von München nicht wieder sehen werde, bewog mich auch noch diese letzte, mir interessante Stadt diesmal mitzunehmen, um so mehr, als sie nicht so viel bieten dürfte, um eine eigene Reise zu lohnen.

Ich fuhr noch am letzten Tag meines Aufenthalts in Potsdam nach Berlin, um Professor Hagen noch einmal zu sehen. Mit vieler Freundschaft zeigte er mir

Alles, was er nun eben im Fache altdeutscher Literatur herauszugeben begonnen hatte, gab mir auch ein Heft seiner Germania zum Andenken und war so gütig, mich in eine außerordentliche Vorlesung der Berliner Universitätsprofessoren einzuführen. Da mußte ich denn meine gelehrte Ignoranz theuer büßen. Ein Unglücksstern wollte, daß der gelehrte Herr Professor, den die Reihe der Vorlesungen traf, über den elektrischen Magnetismus vortrug. Das war nun nicht viel anders als Chaldäisch für mein Ohr, und dennoch mußte ich eine gute Stunde an meinen Sitz gebannt bleiben. Endlich brach Hagen das peinliche Schweigen und unterhielt mich in der Stille von seiner 1001 Nacht; da aber das Ding noch nicht enden wollte, riß mir die Geduld, ich bat ihn, mich beim Rektor mit dem Abgange der Eisenbahn zu entschuldigen, und lief davon.

In Leipzig besuchte ich Brodthaus und besprach mich mit ihm über die Unterbringung des Dramoletts: „Himmel und Erde“ in Franks dramatischen Originalien, die bei ihm erscheinen. Auf Tiecks Autorität hin, bot er willig die Hand hiezu. Auch Hermann Margraf, den Autor eines Heinrich IV., und Ernst Willkomm, den Herausgeber der Jahrbücher für Drama und Dramaturgie, besuchte ich; ersterer ist ein Mann von mittleren Jahren, bescheiden und still; letzterer scheint jünger, ist eleganter, rothbärtig und lang. Komisch kam mir vor, daß mich beide nur als Berengarius Ivo kannten. Es wurde mancherlei mit ihnen verabredet.

Als wir bei Weinsberg vorüberfuhren, stieg ich aus dem Wagen, um Justinus Kerner zu begrüßen. Ein großer, untersehter, starker Mann, mit tüchtigem Unterkinne, freundlich und gefällig. Uebrigens schien mir, wie bei Steffens der Naturkundige, so bei ihm der Arzt hervorzustechen; die Poesie scheint nur eine willkommene Zubuße zu sein. Ich erinnerte mich an seine Gedichte, die mir auch nie einen tüchtigen Dichter verkünden wollten. Wenn Sie jemals das Portrait Jean Pauls gesehen haben, so können Sie sich eine annähernde Idee von ihm machen.

Der Stadt Stuttgart fehlt, wie allen protestantischen Städten, ein großer Schmuck, nämlich der der Kirchen. Von außen und von innen macht dies einen widerlichen Eindruck. Es ist, als ob diese Leute nie an Gott dächten; selbst das, was sie an Gotteshäusern besitzen, ist bloß Sonntags früh einige Stunden geöffnet, und selbst da nur von Wenigen besucht. Dieser auffallende Mangel an öffentlicher Gottesverehrung muß auch dem nur ganz oberflächlichen Denker mißfallen; oder soll denn das Leben Allem gewidmet sein, nur Ihm nicht, dem Erschaffer, Erhalter, Erlöser? Selbst Türk' und Jude haben mehr Sinn dafür, oder sollte dies bei ihnen wohl gar Mangel an Kultur sein? An das Beten im stillen Kämmerlein glaub' ich nicht, zumal wenn ich die große Demoralisation der protestantischen Städte im Vergleich zu den katholischen betrachte."

So weit der Reisende. Auf dieser zweiten Fahrt entstand wohl auch folgende Ansprache an Ludwig Tieck:

Dich, den von Knabenbeinen
Zum Stern ich mir gewählt,
Der liebend zu den Seinen
Mich einmal schon gezählt,

Dich wieder zu erreichen
Durchslog ich Städte viel;
Stets schienst du zu entweichen,
Nun bin ich doch am Ziel.

So war's mir denn beschieden,
Mit dir zu sein vereint,
Ich sterbe nun zufrieden,
Ich nenne stolz dich — Freund! *

Streiter erwähnt nirgends, wo ihm das Gedichtchen eingefallen sei und ob und wo er es dem verehrten Freunde überreicht habe.

Für diese zweite Reise fließt übrigens noch eine andere Quelle, nämlich ein Bündel von Briefen, welche dem Reisenden das Nannele und die Kinder vom Ritten aus nachsandten. Mehrere Theaterzettel aus jenen Tagen, die er nach seiner Heimkehr zu Nannele's Briefen gelegt, erweisen, wie gerne er solche Erinnerungen festhielt. Der Inhalt der Briefe dreht sich vornehmlich um die Gesundheit der Kinder. Das Nannele betheuert unaufhörlich, daß sie ihnen die sorgfältigste Pflege widme, daß sie alle wohllauf seien und daß er sich deshalb nicht zu kümmern brauche. Einmal berichtet sie „zu seiner Beruhigung“,

* S. Dichtungen S. 37.

daß nach der Rückkehr von dem gestrigen Berglauf mit dem Trinken eine halbe Stunde gewartet worden sei. Zum Zeichen ihres Wohlbefindens setzen dann auch die Kinder mit un-
gelenken Pfötchen jedes einige Zeilen bei. Einmal schreibt die Freundin: „Leben Sie nun recht wohl! Nun geht's bald ins Elysium zu Tied. Gottlob, die jahrelange Sehnsucht wird gestillt!“ Und am 11. Juli: „Wenn Sie zu Ludwig Tied kommen, werden Sie sich köstlich unterhalten. Ich gratulire schon zum voraus und bitte darüber ja recht lesbar zu schreiben.“

Dagegen finden wie in Ranneles Brief vom 11. August die klagenden Worte: „Also nicht einmal bei Tied sollen Sie Ersatz für alle die vielen Unannehmlichkeiten der heurigen Reise finden! Das ist wahrhaft widerwärtig! Könnte man nur auf sein Versprechen etwas halten, dann ließe sich in Baiersberg alles hereinbringen.“

Es ist überhaupt, wie er ja selbst hervorhebt, auf jener Reise nicht alles nach Wunsch gegangen und der Reisende nicht immer so recht zufrieden gewesen. Das Rannele bespricht die schlechte Stimmung, die er ihr brieflich angezeigt, zu öfteren Malen. In der Familie scheinen namentlich seine wiederholten Klagen über Langeweile befremdet zu haben, denn am 13. August schreibt ihm sein Wilhelm, das älteste der Söhnchen: „Sei doch nicht so langweilig, liebster Vater! denn Du reiseest ja, damit Du Dich unterhalten sollst. Wenn Du dann auf der Reise so langweilig bist und Dich nicht erheiterst, so wäre es besser, Du giengest mit uns spazieren und auf die Jagd.“

Fräulein Nannele dagegen beklagt sich öfter über seine unleserliche Hand. Einmal schreibt sie z. B.: „Ich bin nicht im Stande Ihre Schrift gleich zu verstehen und deshalb muß ich für heute über Ihre Briefe schweigen.“ Ein andermal am 8. Juli nach Bern: „Ich bitte Sie, das nächste Mal lesbarer zu schreiben. Ich habe dabei das doppelte Vergnügen.“ Als der Reisende, kaum ausgezogen, auch schon über Heimweh geklagt hatte, schreibt ihm das Nannele: „Wenn das Heimweh etwas zurücktritt, wird Ihr Gemüth mehr Antheil nehmen an den Gegenständen, welche Ihr Auge sieht; doch lassen Sie es nicht ganz vergehen, damit Sie sobald als möglich an die Heimkehr denken.“

Nach dem Jahre Einundvierzig hat unser Freund keine größere Reise mehr unternommen. Er kam später wohl einmal noch nach Wien, mehrere Male nach München, im Jahre 1853 auch zu einem längern Badeaufenthalt nach Kissingen, 1862 nach Frankfurt, aber nie mehr nach Norddeutschland.

Aus den Briefen, die sich in Streiters Nachlaß finden, geht hervor, daß er etwa von der Zeit der ersten Weltfahrt an, seine oftbeklagte Einsamkeit durch eine reiche, ganz Deutschland umfassende Korrespondenz etwas zu beleben suchte. Außer den Briefen, die er mit einer großen Anzahl von Redaktionen wechselte — namentlich mit den Gränzboten stand er in regem Verkehr — ergiengen auch viele andere in den verschiedensten Anliegen an viele bekannte und berühmte Männer, die dann wieder

freundlich antworteten. So waren denn seine literarischen Verbindungen sehr weit gespannt. — Wir geben hier nur beispielsweise und durcheinander die Namen Marquardsen, Heinrich Kurz, Häußer, Sybel, Brinz, Vacmeister, Kommen, Brater, Kuranda, Karl Andree, B. Auerbach, Hammer-Burgstall, Fallmerayer, W. Menzel, Gustav Freytag, Ernst Förster, und könnten ihnen noch viele andere beigelegt werden.

Die zahlreichen Einladungen, die er von den Redaktionen erhielt, ermunterten ihn dann wieder zu mancherlei schriftstellerischen Arbeiten. In den vierziger Jahren schrieb er verschiedene kritische Versuche, in denen er aber — man darf es aufrichtig sagen — mit andern viel strenger umgieng, als mit sich selbst. Mitunter kam es wohl auch zu kleinen Fehden. J. Schuler fand an dieser literarischen Thätigkeit so wenig Gefallen, daß er seinem Freunde am 10. März 1844 folgendes schreiben zu müssen glaubte:

„Uebrigens sage ich Dir unverholen, daß mir die Korrespondenzerei für Journale, vorzüglich aber das anonyme Kritikerwesen täglich mehr zuwider und verächtlich wird. Wer diesem Treiben einige Zeit hinter den Coullissen zugehauet und dabei sein ehrliches Gemüth bewahrt hat, den muß ein gründlicher Haß dagegen erfassen. Ich habe daher Deine anonymen Recensionen in dies oder jenes Klatschjournal nie leiden können.“

Die Zeit, welche von seiner ersten Reise an bis zum Jahre Achtundvierzig verstrich, durfte Streiter wohl eine

glückliche nennen. Die Erziehung seiner Kinder, sein mannigfaltiger Briefwechsel und seine literarischen Versuche gewährten ihm angenehme Beschäftigung; hin und wieder kam auch ein wohlwollender Freund und Verehrer, der bei einem Becher Wein seine Verse lobte; die politischen Stürme, die später manche herbe Stunde brachten, waren noch nicht ausgebrochen, und so lebte er denn frisch und munter dahin und trank Abends gern ein Seidel seines Eigenbaus, Mittags im Laufe des Gesprächs wohl auch zwei, doch nie mehr.

In Innsbruck hörte ich einmal die Bemerkung, Freund Streiter zeche etwas stark, aber dies ist ohne allen Grund. Auch auf die Freuden der Tafel legte er wenig Werth.

Adolf Pichler nennt den Herrn von Paiaersberg, wie er ihm damals erschien, ein kleines Männchen, allein diese Bezeichnung entspricht wenigstens meiner Erinnerung nicht. Vor meinen Augen steht derselbe als ein untersehter, breitschultriger Mann von etwas mehr als Mittelgröße. Er hatte ein großes Haupt, eine hohe, wohlgebaute Stirne, seine rothige Gesichtsfarbe, blonde Haare, die damals über dem Vorhaupt schon etwas gelichtet waren, und schöne blaue Augen. Es war eine ansehnliche Gestalt — nicht so hoch wie Beda Weber, aber auch nicht so verschrumpft wie Johannes Schuler, den man allerdings, ohne ihm zu nahe zu treten, ein kleines Männchen nennen durfte.

In einem Briefe, den Beda Weber seinem Streiter im Jahre 1838 schrieb, ist zu lesen, daß die feinen Damen

auf Schloß * * namentlich dessen männliche Schönheit und die Zierlichkeit seines Vorlesens zu rühmen wußten.*

Dagegen bin ich vollkommen einverstanden mit dem Urtheil, das M. Bichler über Streiters Charakter fällt. Er blieb sich selbst sein Leben lang getreu und an Entschiedenheit und Ehrlichkeit, an Verstand und Muth hat sich kein Tiroler seiner Tage ihm voranstellen dürfen.

Neben dem Verkehr mit fernen Freunden wurden aber auch die Landsleute nicht ganz vernachlässigt. Nachdem jener literarische Argonautenzug vom Jahre 1828 im Meere der tirolischen Gleichgiltigkeit verunglückt war, blieben die drei Anführer immer noch in regem Verkehre, zumal Streiter und Beda Weber, welche sich ja auch räumlich näher standen. Letzterer brachte von nun an, wenn er nicht auf Reisen gieng, seine Feiertage zumeist in Pailersberg zu und war da stets ein willkommener Gast. Die beiden Meister konnten sich zwar über literarische, politische und religiöse Fragen nur selten verständigen, (namentlich sprach Beda seinem Ivo alle poetischen Anlagen ab), allein sie konnten sich auch nicht entbehren und blieben

* Ein Gubernialpaß vom Jahre 1841 schreibt ihm mittlere untersekte Statur, breites Gesicht, lichte Haare, blaue Augen und stumpfe Nase zu. Streiters Mund nennt der Paß „ordinär“, was nur wieder zeigt, wie oberflächlich solche Dokumente oft verfaßt werden, da der Mund gerade sehr anmuthig und oft durch ein feines, ironisches Lächeln geziert war. Auch über die stumpfe Nase ließe sich noch einiges reden, wenn hier überhaupt der Platz dazu wäre.

daher doch in gutem Vernehmen, bis im Laufe des Jahres 1842 eine Verwicklung eintrat, auf deren Ursache hier nicht näher einzugehen ist. Die Freundschaft brach zusammen, Beda kam nicht mehr nach Baiersberg und die Freunde sahen sich nur einmal wieder, aber ohne sich zu versöhnen.

An Bedas Statt kamen immerhin andere, doch wohl nicht „Viele“, wie das Literaturblatt sagt. Oder ja, auch viele — wenn wir die dreißig fraglichen Jahre zusammennehmen; immerhin war das Haus nie überlaufen. Dichter und Historiker aus Deutschland, die den Einsiedler von Baiersberg etwa hätten begrüßen mögen, pflegten sich auf ihrer Romfahrt damals selten in Bozen aufzuhalten. Doch war für den Frühling 1844, wie wir wissen, Franz Grillparzer angekündigt, kam aber nicht. Dagegen sprach der Fragmentist* mitunter zu, ebenso die eigentlichen Hausfreunde Friedrich Lentner, Professor G. Thomas, Schulrath Konrad Halder. Auch Th. Mommsen, Sulpice Boisseree, Ernst Förster, Berthold Auerbach, Karl Witte

* Von Fallmerayer findet sich neben mehreren andern ein Brief, Hohenjswangau, 18. Oktober 1846, vor. Er war dort, wie öfter, als Gast des damaligen Kronprinzen, spätern Königs Max II., und schien sich am ländlichen Hoflager sehr gut zu gefallen. Er sagt da u. a.:

Nach dem Eifer zu urtheilen, mit dem man hier die Studien treibt, nach der Freundlichkeit und inneren Harmonie ist wenig Hoffnung, daß ich vor der allgemeinen Uebersiedelung aus dem Schlosse entfliehen kann. Ich würde mir selbst ein Gewissen machen, eigenwillig und pedantisch ein so schönes Spiel zu

und mehrere solche namhafte Männer fanden sich hie und da zum Besuche ein. Der längste und vielleicht deßhalb der Erwähnung wertheste Gast war jedenfalls der Verfasser der „Drei Sommer in Tirol“. Adolf Bichler hat ihn im Literaturblatt S. 739, wo die Gelegenheit gegeben war, nicht erwähnt. Warum? Wahrscheinlich weil es gerade in Dr. Streiters Haus war, daß ich vor achtunddreißig Jahren seine Bekanntschaft machte, und weil er, der aus Bescheidenheit sich selbst nicht nennen wollte, diese Tugend auch mir zu Gute kommen ließ.

Als „ein Bild vergangener Tage“ mögen hier beiläufig auch noch einige Zeilen aus einem Briefe folgen, welchen der Fragmentist am 19. März 1847 aus München schrieb.

„Drei volle Monate haben wir uns zwischen Furcht und Hoffnung, Korrigiren, Wildern und Verwässern des langweiligen Waldartikels dahier herumgeschleppt und nach den ekelhaftesten Verhandlungen und Schreibereien war endlich Aussicht, die Diatribe im Märzheft der Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Zeitung unter die Leute zu bringen. Das *corpus delicti* war schon bei der Redaktion in Stuttgart und sollte in den Saß wandern, als der Freiherr von Cotta als oberster Censor nach wiederholter Durchsicht und Berathung des Aufsatzes doch sein Veto

stören. — — Aufgegeben ist deßwegen keines der Projekte. — — Sie glauben vielleicht kaum, daß ich schon jezo berechne, wann ich wieder über die Alpen gehen und die wonnenvollen Terrassen und die freundlichen Menschen wiedersehen kann, an die ich ohne Nachgefühl innerster Eeligkeit gar nicht denken darf.

schleuderte und in der Form, wie der Artikel nach so vielen Beschneidungen vorlag, aus Furcht vor Herrn von Jarcke den Druck verweigerte. Seit der Vorrede zu den Fragmenten ist Befehl ergangen, alle Artikel des Fragmenten Seiner Freiherrlichen Gnaden selbst vor dem Drucke zur Censur vorzulegen, was früher nie geschah.“

Der fragliche „Waldartikel“ ist nach abermaligen Weiterungen in mehrere Stücke zertheilt und dann unter verschiedenen Titeln gedruckt und veröffentlicht worden.

Nicht lange nachdem er mit Beda zerfallen war, schrieb der Einsiedler von Paiersberg eine Anzeige der „Lieder aus Tirol,“ welche der Wiener „Zuschauer“ im ersten Bande des Jahrgangs 1843, S. 180—183 seinen Lesern mittheilt. Meines Erachtens hatte Beda an Streiters Kritik nicht viel übel zu nehmen, denn darauf mußte er gefaßt sein, daß seine mystischen Finsternisse den Kindern der Welt nicht gefallen und daß deren Ausstellungen sich auch in die Oeffentlichkeit hervornagen würden, allein er ließ sich gleichwohl aufs Aeußerste erbittern. Er kommt in der Augsburger Postzeitung, die, wie wir sehen werden, später sein Organ wurde, öfter in vollem Borne auf den Zuschauer zurück und es ist daher nicht überflüssig, auch dieses Aktenstück hier mitzutheilen.

Lieder aus Tirol von Beda Weber.

Die vorliegenden sogenannten Lieder sind in drei Abtheilungen zusammengestellt, wozu das religiöse und das rein mystische Prinzip, sowie der Bezug auf Tirol

Veranlassung gegeben zu haben scheinen. Die Sammlung beginnt mit Jugendprodukten, in denen, wie z. B. in der „Liebe,“ dem „Heimweh,“ sich schon der Hang zur Darstellung unklarer religiöser Gefühle ausdrückt. Im vollsten Prunkte dunkler Bilder, hochtönender Worte und träumerischer Selbstverzückung tritt dieser aber in der „Auferstehungsgruppe“, der „Waldblust“, „Kreuzeslust“ und der „Braut“ hervor.

Nach der Richtung, die sich Herr Weber selbst vorschrieb, zählt er diese letzteren gewiß zu den besten der ersten Abtheilung; er wird es uns daher nicht verargen können, wenn wir zum Beweise des Gesagten einige Strophen ausheben. Man kann die sich selbst mystifizierende Schwärmerei nicht besser bezeichnen als durch folgende Verse der „Kreuzeslust!“

Tief hinein in Christi Seite!
Heißerglüh'nd zum heil'gen Streite,
Siege durch die Himmelskoff,
Und die Siegespalme pflanze
Auf des Kreuzes hohe Schanze,
Den Verzagten Muth und Trost!

Tief hinein in Christi Wunden,
Um vom Tode zu gesunden
Aus des Lebens trübster Nacht!
Daß die Seel' in Gott verjunken,
Vom Erlöser wonnetrunken,
Himmliſcher dem Licht erwacht!

Tief hinein in Christi Liebe,
Mit dem Glutdrang aller Triebe

Aus der hängsten Erdennoth!
Heuriger als tausend Sonnen
Flammt dir dort der Gotteswonnen
Seligste, der Liebestod!

In der „Braut“ träumt die mystisch liebende Seele den Heiland am Kreuzesstamme bloß entschlummert, sie weckt ihn auf, er erklärt ihr seine Liebe und endet mit unwillkürlicher Charakteristik:

So geh' aus dunklem Streben
In Himmelswonnen ein.

Dieses Streben hat sich in manchen Partien der zweiten Abtheilung zur größten Vollkommenheit ausgebildet. Statt vieler mögen hier einige Beispiele gelten. „Die Vergessichte“ wird gefällt, über Felsen hinabgestürzt, zu Brettern gesägt, und am Ende zum Leichenschreine. Wer dächte wohl bei dieser Behandlung eines willenlosen Alogos durch die ihn bestimmende fremde Hand an die uneigennützigste Liebe des Fenelon, die H. Weber in der Anmerkung und den Schlußversen:

Wer sich selbst nicht ganz verloren,
Hat nie wahr und treu geliebt!

als die Grundlage des Ganzen geben will? So muß auch die „Pfirsichblüte“ einen geistigen Zusammenhang mit dem erstandenen Christus finden, sie, die Jahrtausende früher unsymbolisch, eine schlichte Tochter der Natur, gesproßt, und sich den Ausruf aufzwingen lassen:

Nach Christi Weise
Treib' ich maßlos Farb' und Duft
In das Blüth der Ostersträuße,
Daß sie röthelnd, liebesheiß
Atmen in das Klar der Luft.

Der Heilbrunn, welcher jährlich im Mai quillt und im August versiegt, wird unter dem Namen „Frühlingsquelle“ als Allegorie für das kurze Traumloos desjenigen parodirt:

Der einmal tief empfunden
Das Blüth der Geisterwelt.

„Die Mandelblüte“ endlich, welche nach der Anmerkung: „dem Auge in Südtirol als etwas Geweihtes, als Ausdruck der zartesten, lieblichsten Gedanken und Gefühle erscheint,“ muß nach Art von Schillers „Glocke“ aus allen Freuden und Kämpfen des Lebens auftauchen, ohne daß die geringste Relation klar wird, wodurch es diese harmlose Blüte verschulde, in solchen Wirbelwind zu gerathen. Wenn etwas daran zu bewundern kommt, so ist es die Begeisterungsverwirrung, welche mit ein wenig Sauerteig von Gefühl das Fremdartigste zu Einem Brei knetet und der einfachen Natur die wirren Beziehungen seines Traumes aufdringt. Kann man der „Alleben- den“ Barockeres aufschwäzen, als z. B.:

Stille Schmerzenszähren blicken
Aus dem frischen Birkenchnitt:
„Ach, das bittere Herzensdrücken
Ihres Kummer's Blüth und Züden,
Das sie um den Einz'gen litt!“

und:

Feuer leckt um Felsgeschiebe,
Hirtenfreudig aufgeflammt:
„Bornesblüten! Flammentriebe
Ihrer kühnsten Seraphs liebe,
Welche Raum und Zeit verdammt!“

Ist in diesen Worten auch nur gesunder Sinn? Und auf solche Weise sollen nach Angabe des H. Weber die Alt-kastilier, Bergamasken, Neugriechen gesungen haben? Man begreift wohl, daß ihn seine Stellung zur Außenwelt veranlaßt haben mag, die darin kundgegebenen Empfindungen nicht im eigenen Namen auszusprechen, aber *quaecunque ostendis mihi sic, incredulus odi.*

Wir glaubten endlich auf festeren Boden gelangt zu sein, als die Sprache aufs Vaterland kam. Allein es sind lauter Schülerpenen, die der Autor sich selbst aufgab: Freiheits- und Siegesjubel aus dem Jahre 1809, nur einige zwanzig Jahre später nachgesungen. Nicht das Bedürfniß der Gegenwart, der unwiderstehliche Drang, das Erlebte zum schönen Bilde zu gestalten, der zarte Sinn, der Entzücken oder Satyre aus dem Nächsten herausjählt und verkörpert, haben ihn von Schlacht und Tod, Freiheit und Sieg, Andern und Bergen, welche stehende Massen bilden, zu singen veranlaßt, sondern die Arbeiten dieser Abtheilung sind lediglich aus Gehörtem und Gelesenem entstanden. Darum lassen sie uns auch um so kälter, je länger sie sind, und je voller sich Herr Weber die Backen mit dem tiefsten Basse seiner Heldenbrust nimmt. Bei dem allem dürfte sich aber nach dem Refraine:

Auf ragenden Bergen
 Wohnet die Freiheit,
 Auf heiligen Höhen der Heimatgebirge
 Hüht sich der deutsche Mann!

folgende Strophe etwas burlesk ausnehmen:

Laßt diesen Strom danieder brausen,
 Daß Felsgestein und Höhlen sausen,
 Dort unten ist er dann ein Knecht!
 Die Freiheit muß der Mann verfechten,
 Uns mag der düst're Wüthrich ächten,
 Tiroler sind ein frei Geschlecht!

Das Gesagte führt uns auf die Bemerkung, daß die vorliegenden Lieder mehr gemacht als gedichtet sind. Das Studium hat sie alle erzeugt, und den Ballast von Wort und Bild dazu mühsam aufgehäuft; der nächste und natürlichste Standpunkt, jener der unmittelbaren Begeisterung, der eigentlich den Dichter zum Dichter macht, liegt ihm weitab. Wie würde er auch sonst den Gedanken in zwei, drei, ja oft zehn Bildern wiederholen.

Er nennt die Erzeugnisse seiner Mußestunden: „Lieder aus Tirol;“ wir trauen es aber der frischen, wahrhaft poetischen Natur der Aelpler zu, daß es nicht ihre Lieder sind.

VI.

Streiters „Portische Regungen in Tirol“ und Oeda's „Nachtrag“.

Jenen beiden Reisen nach dem deutschen Norden darf man vielleicht zum Theil auch einen Umschlag zuschreiben,